

Nimmt die Zahl der Krebsfälle zu oder ab?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **34 (1926)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-973363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

avoir quitté le sanatorium, tandis que 91 % sont morts!

On peut donc affirmer que ce sont les malades du 1^{er} degré qui retirent le bénéfice le plus durable de leur cure en sanatorium, puisque le plus grand nombre peuvent reprendre une activité normale et que leur santé se maintient bonne pendant des années.

Deux tiers des malades du second degré, momentanément améliorés par leur cure, ne tardent pas à retomber et, après 15 ans, bien rares sont ceux qui travaillent encore.

Enfin, il est bien difficile de rendre à la santé les malades du troisième degré. On n'en retrouve qu'un sur dix en vie, au bout de 15 ans, et ce n'est qu'exceptionnellement qu'ils ont pu subvenir à leur existence depuis leur sortie du sanatorium.

Si cette dernière constatation est triste, il faut nous réjouir d'autre part de ce que tant de personnes placées dans nos sanatoriums populaires — souvent au prix de bien grands sacrifices — en sortent guéries et qu'elles restent guéries pendant de nombreuses années sans que leur capacité de travail soit diminuée sensiblement.

Nous voudrions souligner avec insistance le fait relevé par la statistique, que ce sont les cas les plus bénins, les individus qui sont le plus légèrement atteints, qui guérissent le plus vite dans les sanatoriums et qui restent guéris le plus longtemps. Les médecins et les œuvres antituberculeuses doivent donc toujours davantage adresser aux sanatoriums *les tuberculeux au début de leur maladie*, sans attendre que les lésions s'aggravent, que les cas deviennent plus sérieux, et qu'il soit — hélas — trop tard pour les guérir.

Cet avertissement ne s'adresse pas seulement à ceux qui sont chargés de dépister la maladie, mais très spécialement

aux parents dont les enfants sont pâles, fatigués sans cause précise, n'ont pas d'appétit et maigrissent (surtout s'ils présentent parfois un peu d'élévation de température)... *même s'ils ne toussent pas encore!*

Si tous collaborent à la lutte, nous devons parvenir en quelques dizaines d'années à extirper totalement de notre pays un fléau qui fait encore plus de 8000 victimes par année, et dont souffrent près de 100 000 de nos concitoyens.

D^r C. de Marval

dans le *Bulletin des Infirmières*.

Nimmt die Zahl der Krebsfälle zu oder ab?

Ueber diese strittige Frage berichtet Dr. Peller in den „Mitteilungen des Volksgesundheitsamtes“: Es gibt keinen Anhaltspunkt für die Annahme, daß bei uns die Krebskrankheit häufiger geworden ist. Eine Statistik der Krebskranken gibt es nicht, wir verfügen nur über eine Statistik der Krebsverstorbenen. Aus dieser geht hervor, daß im Gegensatz zu der in letzter Zeit geäußerten Ansicht die Krebssterblichkeit in Wien in den Nachkriegsjahren geringer ist als vor dem Kriege. Die Sterblichkeit einer Bevölkerung oder einer Altersgruppe an einer beliebigen Krankheit ist weder durch die absolute Zahl der Sterbefälle (an dieser Krankheit) noch durch das Verhältnis der an dieser Krankheit Verstorbenen zur Gesamtzahl der gleichzeitig Verstorbenen charakterisiert. Wenn beispielsweise die Bevölkerung einer Stadt im Laufe einer gewissen Zeit sich verdoppelt hat, so kann aus einer Vermehrung der Todesfälle erst dann auf Verschlechterung der Sterblichkeit geschlossen werden, wenn die Vermehrung einen gewissen Grad überschritten hat. Dies gilt naturgemäß auch für die Krebskrankheit, bei welcher weniger die Zahlenveränderungen der

gesamten Bevölkerung als die der Erwachsenen und Greise in Betracht kommen. Des weiteren weiß jedermann, daß der Quotient eines Bruches sowohl vom Zähler wie vom Nenner abhängt. Wenn man aber aus Veränderungen des Wertes, den der Bruch $\frac{\text{Karzinomtodesfälle}}{\text{alle Todesfälle}}$

ergibt, Schlüsse auf Veränderungen der Krebssterblichkeit zieht, so läuft man Gefahr, von Veränderungen der Krebsmortalität dort zu sprechen, wo diese zum Beispiel stabil, aber die Sterblichkeit an allen oder manch anderen Krankheiten eine Minderung erfahren hat. Wollen wir beurteilen, ob die Sterblichkeit an der Krankheit x oder y zurückgeht, so müssen wir die Zahl der an dieser Krankheit Verstorbenen zur Gesamtzahl der Lebenden, unter denen diese Krankheit wütet, beziehen, also den Bruch $\frac{\text{Karzinomtodesfälle des } \dots \text{ Alters}}{\text{Zahl der Lebenden desselben Alters}}$ berechnen und die zeitlichen Veränderungen dieses Quotienten beobachten. Verfahren wir auf diese Weise, so gelangen wir zum Resultat, daß in den Jahren 1919 bis 1923 in Wien die Krebssterblichkeit der dreißig- bis fünfzigjährigen Männer und dreißig- bis sechzigjährigen Frauen viel kleiner, die Krebssterblichkeit der andern Altersklassen um ein wenig kleiner ist, als in den Jahren 1905 bis 1914. Gegenüber den Jahren 1901 bis 1905 sind die Differenzen zugunsten der Nachkriegszeit noch größer. Auch die andern Großstädte Europas zeigen keine Zunahme der Krebsfrequenz. In London ist die Krebssterblichkeit der Männer so ziemlich unverändert (1920 bis 1922 gegenüber den Jahren 1911 bis 1913) geblieben, die der Frauen um ein geringes günstiger als in den verglichenen Vorkriegsjahren. In Paris zeigen die Männer eine Zunahme, die Frauen eine Abnahme der Krebsmortalität. Die Statistik ganzer Staaten und ländlicher Bezirke ist zur Beurteilung der Frage, ob der Krebs in Zunahme begriffen ist, noch ungeeignet, denn in diesen Zahlen spielen Fortschritte in der

diagnostischen Erfassung des Karzinoms eine ungeheuer große Rolle.

Der Arzt in der Anekdote.

Ernstes und Weiteres.

Seit jeher sind die Ärzte eines der Lieblingsobjekte der Satire; in der Literatur aller Zeiten finden sich Angriffe gegen sie, vom sanften Spott bis zum blutigsten Hohn. Selbstverständlich hat es stets Mitglieder des Standes gegeben, die Hohn wie Spott reichlich verdienen; der Stand als solcher darf sich hingegen beklagen, daß ihm bitteres Unrecht widerfährt. Denn die Fortschritte der Mediziner sind nicht geringer als die irgendeiner anderen Wissenschaft, und wenn die höchsten Ziele der Heilkunst noch lange nicht erreicht wurden — sind wir etwa auf irgendeinem anderen Gebiete zur Vollkommenheit gediehen?

Es sei hier nicht versucht, eine Uebersicht über die Werke der Weltliteratur zu geben, in denen Ärzte handelnd oder, wie es meist der Fall ist, leidend auftreten; die Zahl solcher Werke ist überraschend groß. Nur einige historische Erinnerungen sollen verzeichnet werden, die nicht allgemein bekannt sein dürften und deren „Helden“ gleichfalls Ärzte sind.

Zuerst eine Geschichte aus dem frühesten Mittelalter. Ostrigilde, Gattin Guntrams, Königs der Burgunder, erbat auf dem Totenbette von ihrem Mann die Gunst, daß die beiden sie behandelnden Ärzte — mit ihr begraben werden sollten. Der König konnte ihr diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen.

Aus einer spätern Epoche stammt die folgende Begebenheit: Die Römer waren mit Papst Hadrian VI., der ihre Sprache nicht verstand, die Poesie und die schönen Künste vernachlässigte, höchlich unzufrieden. Als Hadrian starb, entstand deshalb ungeheure Freude im päpstlichen Gemeinwesen. Das Tor des Hauses, in dem Antracuis, der Leibarzt Seiner Heiligkeit, wohnte, trug am Tage